

A woman wearing a white, short-sleeved dress and blue, textured boots is standing on a set of concrete steps. The scene is captured from a low angle, focusing on her legs and feet. The background is a rough, grey concrete wall with some dark, rectangular openings.

**DOUGLAS
CORLEONE**

**STERBEN
MUSS
KIND DEIN**

Weltbild

Er hat alles verloren – er hat nichts mehr zu verlieren

Simon Fisk ist lange genug Polizist gewesen, um zu wissen, auf was er sich einlässt. Seit Jahren arbeitet er als Privatermittler, spezialisiert auf Kinder, die von einem Elternteil entführt wurden. Niemals wird er einen anderen Entführungsfall übernehmen, hat er sich geschworen, nachdem seine eigene Tochter vor Jahren spurlos verschwunden ist. Doch dann wird die sechsjährige Lindsay Sorkin von einem Unbekannten aus einem Hotelzimmer in Paris entführt. Und die französische Polizei weiß genau, wie sie Simon unter Druck setzen kann. So bricht er das Versprechen, das er sich selbst gegeben hat. Schnell begreift er, dass mehr von diesem Fall abhängt als das Leben eines kleinen Mädchens ...

Besser geht`s nicht. Ein teuflisch guter Thriller.« Michael Palmer

Douglas Corleone

Sterben muss dein Kind

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Marion Balkenhol

Weltbild

Der Autor

Douglas Corleone war Strafverteidiger in New York, bis er anfang, Thriller zu schreiben – mit großem Erfolg. Inzwischen lebt er auf Hawaii und hat das Schreiben zum Hauptberuf gemacht. Mehr über den Autor erfahren Sie unter www.douglascorleone.com

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel GOOD AS GONE bei St. Martin's Press, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Douglas Corleone

Dieses Werk wurde im Auftrag von St. Martin's Press LLC durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen, vermittelt.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Marion Balkenhol

Projektleitung & Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Covergestaltung: *zeichenpool, München

Titelmotiv: www.shutterstock.com (© kitty)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-95569-007-6

Für Vincent Antonello

Ich denke beständig an jene, die verstorben sind;
während mein Körper seine Reise fortsetzt, kommen
meine Gedanken immer wieder zurück, um sich in
vergangenen Zeiten zu vergraben.

Gustave Flaubert, 1849

ERSTER TEIL

Die Diebe von Paris

Ich ruhte mich gerade auf der Rückbank eines Taxis aus, das Richtung Norden auf dem Weg zum Flughafen Charles de Gaulle aus der Stadt hinausfuhr, als ich zum ersten Mal die Sirenen hörte. Ich schlug die Augen auf und sah zu, wie der rote Zeiger auf dem Tacho stetig sank und der Fahrer das Lenkrad nach rechts drehte. Im Rückspiegel erhaschte ich einen kurzen Blick auf ein halbes Dutzend weißer Peugeots, aus deren Lichtbalken Blitze auf uns herabschossen. Als wir an den Bordstein heranfuhrten, hielten zwei Streifenwagen schleudernd quer vor uns an, zwei keilten uns von der Seite ein, und die restlichen Fahrzeuge kamen hinter uns mit quietschenden Reifen zum Stillstand. Instinktiv machte ich eine Bestandsaufnahme von mir, obwohl ich wusste, dass ich nichts Verräterisches bei mir hatte – nichts, was mich mit dem vermissten Jungen in Bordeaux in Verbindung bringen würde.

Lässig kurbelte der Fahrer sein Fenster herunter. Einer der Polizisten streckte den Kopf herein und fragte den Fahrer auf Französisch, wohin wir unterwegs seien.

»L'aéroport«, antwortete der Fahrer.

Der Polizist nickte, warf einen Blick auf mich und ging ins Englische über. Er sprach mit dem Fahrer, als wäre ich nicht vorhanden.

»Ich fordere Ihren Fahrgast auf, den Wagen zu verlassen«, sagte er. »Langsam, immer so, dass ich seine Hände sehe.«

Zwei jüngere Polizisten standen vor dem Fenster zu meiner Rechten, die Hände an ihren Dienstwaffen. Im Rückspiegel bemerkte ich mehrere andere Polizisten, die hinter ihren geöffneten Wagentüren in Deckung gingen, die Waffen bereits gezückt.

Seufzend rutschte ich auf die Fahrerseite und öffnete langsam die Tür. Ich streckte beide Hände vor mir aus und trat auf die Straße.

»Monsieur Fisk«, sagte der Polizist und taxierte mich. Die Rangabzeichen an seiner Uniformjacke wiesen ihn als Lieutenant aus, früher als Ermittler bekannt. »Ich möchte gern, dass Sie uns zurück nach Paris begleiten.«

Vorsichtig ließ ich die Hände sinken.

»Tut mir leid, Lieutenant. Ich muss ein Flugzeug kriegen.«

»Entweder Sie kehren freiwillig oder unfreiwillig mit uns zurück«, sagte er, »das ist mir egal.«

»Bin ich verhaftet?«

Der Lieutenant warf wichtigtuerisch einen Blick über meine linke Schulter auf seine Polizisten mit ihren gezückten halbautomatischen Pistolen.

»Haben Sie den Eindruck, es stünde Ihnen frei zu gehen?«

Die Befriedigung, mich umzudrehen, gönnte ich ihm nicht. Stattdessen stellte ich mir die Strecke zurück zur Nationalen Polizeidirektion vor. Wenn ich mich recht erinnerte, würden wir Richtung Île de la Cité fahren, was bedeutete, dass wir mehrere Verkehrsknotenpunkte passieren würden. Da ich annahm, dass wir nicht die ganze

Strecke mit heulenden Sirenen zurücklegen würden, dürften wir so langsam sein, dass es leicht wäre zu entkommen. Vielleicht auf der Rue du Faubourg Saint-Honoré in der Nähe des Élysée-Palasts, nicht weit entfernt von der amerikanischen Botschaft und somit der Sicherheit.

»Na schön,« sagte ich. »Machen wir uns auf den Weg.«

Der Lieutenant, auf dessen Namensschild Davignon stand, führte mich zum letzten Streifenwagen, tastete mich ab und öffnete die hintere Tür. Er legte mir keine Handschellen an, stieß mich nicht grob in den Wagen unter dem Vorwand, meinen Kopf schützen zu wollen. Er deutete einfach auf den Innenraum und erlaubte mir, Platz zu nehmen. Eigenartig, dachte ich. Andererseits war ich in Paris nie verhaftet worden. In Tokio, ja. In Peking auf jeden Fall. Moskau, Oslo, Budapest. In Mexico City mehr als ein Mal. Aber in Paris noch nie. Bis jetzt.

»Was ist mit meinem Gepäck?«, fragte ich.

Davignon schlug grinsend die Tür zu.

Vielleicht war die französische Polizei doch nicht so freundlich.

Keine Sorge. Lieutenant Davignon hatte mir die Hände frei gelassen – was wollte ich mehr? Ich hatte geplant, es nur mit den Füßen zu schaffen. An der ersten verstopften Kreuzung würde ich die Croissants und den Espresso vom Morgen herauswürgen und ihren Rücksitz damit verzieren. Sie müssten mir nur die Tür öffnen; der Rest wäre meine Sache.

Davignon, der wie Mitte vierzig aussah, setzte sich vorn auf den Beifahrersitz. Sobald wir losfuhren, drehte er sich um fünfundvierzig Grad herum und begann auf mich einzureden.

»Simon Fisk«, sagte er auf Englisch mit schwerem französischem Akzent, »neununddreißig Jahre alt. Geboren in London, England, als Sohn von Alden und Tatum Fisk. Eine Schwester, Tuesday, etwas älter, die an einem Mittwochmorgen genau sechs Minuten nach Mitternacht zur Welt kam. Als Sie fünf waren, verließ Ihr Vater, der die englische und amerikanische Staatsangehörigkeit besitzt, London und ging nach Providence, Rhode Island, nahm Sie mit und ließ Ihre Mutter und Schwester zurück. Soviel ich weiß, haben Sie die beiden seither nicht gesehen.«

Ich biss die Zähne zusammen und funkelte ihn durch das Drahtgitter wütend an.

»Wenn Sie versuchen wollen, mich zu provozieren, Lieutenant, schlage ich vor, dass wir an der nächsten Apotheke anhalten und eine Flasche Cialis holen. Sonst verschwenden Sie Ihre Zeit.«

Davignon ging nicht darauf ein. »Mit siebzehn sind Sie von zu Hause fortgegangen, um die American University in Washington D.C. zu besuchen, wo Sie im Hauptfach Jura studierten, im Nebenfach Interdisziplinäre Rechtsforschung. Während des Studiums lernten Sie Tasha Lynn Dunne aus Richmond, Virginia, kennen und verliebten sich bald bis über beide Ohren, wie es so schön heißt. Sie beide haben Ihren Abschluss mit Auszeichnung bestanden und ein Jahr später mit einer ansehnlichen Zeremonie in Norfolk geheiratet. Ihr Vater, Alden, wurde nicht eingeladen und nahm nicht teil. Von dort zogen

Sie zurück in den Distrikt Columbia, wo Sie ernsthaft zu studieren begannen und sich zum Marshal der Vereinigten Staaten ausbilden ließen. Sie legten eine makellose Bewerbung vor, glänzten in Einstellungsgesprächen und wurden zur Grundausbildung bei FLETC in Glynco, Georgia, eingeladen. Nach siebzehneinhalb Wochen harten Trainings wurden Sie der Flüchtlingsrecherche des D.C.-Außenbüros zugeteilt, eine Stelle, die Sie selbst beantragt hatten.«

Ich starrte aus dem Fenster auf die fremde Landschaft, die vorbeihuschte. Wohin unsere Fahrt auch gehen mochte, es war nicht die Polizeidirektion.

»Nach vier Monaten in diesem Job«, fuhr Davignon fort, »teilten Sie Ihrem direkten Vorgesetzten mit, dass Ihre Frau Tasha schwanger sei. Sechs Monate danach wurde Ihre Tochter Hailey geboren.«

»Es reicht«, fuhr ich ihn schließlich an, wütend sowohl über die Richtung, die das Fahrzeug als auch die Unterhaltung nahm. »Wohin bringen Sie mich?«

Davignon drehte sich schließlich ganz zu mir herum. Erst da fiel mir auf, wie müde und erschöpft seine Augen wirkten, und seine Bartstoppeln ließen auf mindestens zwölf Überstunden schließen.

»An einen sehr verschwiegenen Ort«, antwortete er. »Dort können wir beide ein langes Gespräch führen. Und womöglich zu einer Art Übereinkunft kommen.«

Den Straßenschildern nach befanden wir uns ungefähr vierzig Kilometer nördlich von Paris, als wir hinter einem malerischen zweistöckigen Landhaus anhielten, das sich in einem ruhigen, ländlichen Dorf namens Saint-Maur-des-Fossés von den Nachbarhäusern abhob. Nur ein weiterer Streifenwagen war uns ins Dorf gefolgt, der jetzt nicht mehr in Sichtweite war. Fluchtgedanken verwandelten sich in Neugier. Hier handelte es sich offensichtlich nicht um eine Verhaftung oder einen Zugriff. Zum ersten Mal fragte ich mich, ob das hier überhaupt etwas mit dem Jungen in Bordeaux zu tun hatte.

Davignon öffnete meine Tür, ich stieg unter einem müden, grauen Himmel aus und ging auf das ockerfarbene Haus zu. Während ich die hohen Grashalme flach trat, raunte Davignon seinem Partner auf Französisch ein paar Anweisungen zu. Ein Blick zurück zeigte mir, dass er ihm wohl gesagt hatte, beim Wagen zu warten.

Das Innere des Landhauses war heller, als ich erwartet hatte. Natürliches Licht drang durch hohe, vorhanglose Fenster herein und beleuchtete einen gut eingerichteten Wohnraum mit einer Couch, einem Zweiersofa und mehreren Polsterstühlen mit geraden Lehnen, die aussahen, als gehörten sie in ein Schloss aus dem 17. Jahrhundert. Davignon bedeutete mir, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der schräg gegenüber eines großen, anscheinend häufig benutzten Kamins stand.

Ich setzte mich, verschränkte die Arme und legte das rechte über das linke Bein.

»Etwas zu trinken?«, fragte Davignon. Die wenigen Haare, die er noch seitlich und hinten am Kopf hatte, waren fast bis auf die Haut kurz rasiert. Seine Körpermasse war alterslos, und er besaß eine Lässigkeit, die Selbstvertrauen und Autorität ausstrahlte. Man sah ihm an, dass er gern das Sagen hatte, dass er so ungefähr alles tun würde, um eine Situation unter Kontrolle zu halten.

»Mir wäre lieber, wenn wir auf den Punkt kämen, Lieutenant.«

»Sehr schön.«

Davignon verließ das Wohnzimmer und kam kurz darauf mit einer dünnen Aktenmappe zurück. Er ließ sie auf meinen Schoß fallen und blieb neben der Couch mir gegenüber stehen. Sein Jackett zog er nicht aus.

In der Mappe befanden sich ein paar Fotos von einem kleinen Mädchen, fünf oder sechs Jahre alt, mit glatten braunen Haaren, die ihr bis auf die Schultern reichten. Große, smaragdgrüne Augen betonten ein perfektes, symmetrisches Gesicht und lenkten die Aufmerksamkeit von ihrem winzigen Lächeln ab, das zwei Reihen gleichmäßiger Zähne entblöbte. Das Bild erinnerte mich sofort an Hailey, obwohl dieses kleine Mädchen gar nicht wie meine Tochter aussah. Das lag nicht an ihrer Haarfarbe oder der Form ihres Gesichts, weder an ihrer makellosen Haut noch an der Farbe ihrer Augen, sondern am Licht, das in jeder Pupille funkelte – das deutliche Lebenszeichen –, das mich in die Vergangenheit zurückwarf. Tage, an denen wir in der Chesapeake Bay segelten, Abende, an denen Tasha und ich von den Sesseln auf der hinteren Veranda aus die kleine Hailey

beobachteten, wie sie durch die Berieselungsanlage tanzte.

»Sie heißt Lindsay Sorkin«, sagte Davignon, »sechs Jahre alt. Geboren in Santa Clara, Kalifornien, Eltern: Vincent und Lori Sorkin. Keine Geschwister; allerdings ist Lori Sorkin jetzt in der fünfzehnten Woche schwanger.«

Er räusperte sich.

»Vorgestern Abend verschwand Lindsay Sorkin aus dem Zimmer der Familie im Hotel d'Étonner auf den Champs-Élysées. Die Familie machte in Paris Urlaub und behauptet, niemanden in Frankreich zu kennen. Sie sind, gelinde gesagt, am Boden zerstört.« Er hielt kurz inne. »Und sie sind verzweifelt, Monsieur Fisk.«

Ich schlug die Mappe zu und legte sie auf meinen Schoß, seufzte tief und bedauerte ehrlich, was ich zu sagen hatte.

»Da Sie meine Geschichte so gut kennen, Lieutenant, gehe ich davon aus, dass Sie auch wissen, womit ich mir meinen Lebensunterhalt verdiene.«

»Ja. Sie finden vermisste Kinder wieder.«

»Nein«, sagte ich. »Ich hole Kinder zurück, die zerstrittene Elternteile entführt haben und mit ihnen in Länder geflohen sind, die das in den USA geltende Sorgerecht nicht anerkennen.«

»Länder wie Frankreich.«

»Der Punkt ist, Lieutenant, dass ich mich nicht mit ›Entführung durch Fremde‹ beschäftige, sondern nur mit Entführungen durch Eltern – Fälle, in denen der Kidnapper bekannt und mit dem Opfer verwandt ist.«

Davignon senkte den Kopf und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

»Wenn man bedenkt, was Sie als Ehemann und Vater durchgemacht haben, ist das verständlich.«

Mein Körper verkrampfte sich. In dem Moment hätte ich Davignon den Hals umdrehen können. Benutzte er wirklich die Entführung meiner sechsjährigen Tochter und den anschließenden Selbstmord meiner Frau, um mit meinen Gefühlen zu spielen? Glaubte er tatsächlich, das würde funktionieren? Oder hoffte er, ich würde ihn angreifen und ihm damit das Druckmittel in die Hand geben, das er brauchte? Ich holte tief Luft und versuchte, nur an die Sorkins zu denken. Trotzdem hatte ich ungeachtet dessen nicht die Absicht, ihm in die Hände zu spielen, und sei die Sache noch so edel.

»Aber vergangen ist vergangen, Simon«, sagte er, »und zur Zeit haben wir hier ein ängstliches junges amerikanisches Ehepaar, das Ihre Dienste in Paris einfordert.«

Ich stand auf und warf die Mappe auf den Stuhl, den ich gerade frei gemacht hatte.

»Zum Glück«, entgegnete ich, »haben Sie die Mittel der französischen Polizei zu Ihrer Verfügung. Grob geschätzt, wie viel, einhundertfünfzigtausend Akteure?«

Davignon nickte. »Grob geschätzt«, sagte er. »Aber sicher hat Ihr Dienst bei den United States Marshals Sie auch gelehrt, dass die Organisation und Kooperation innerhalb einer Behörde dieser Größe sich manchmal als schwierig erweisen kann. Zu viele Köche, wie es heißt, verderben den Brei. Und in diesen Fällen ist die Zeit das Wesentliche. Jede Stunde, die vergeht, macht es umso unwahrscheinlicher, dass wir Lindsay Sorkin jemals

lebend finden werden.«

»Tut mir leid, Lieutenant«, sagte ich, ging an ihm vorbei und versuchte, meine Emotionen zu verbergen. »Aber wie ich schon sagte, als Sie mein Taxi anhielten, habe ich ein Flugzeug zu kriegen. Wenn Ihr Fahrer mich zum Flughafen Charles de Gaulle bringt, habe ich noch eine Chance, es bis zum Abflug zu schaffen.«

»Oder ...«

Ich blieb stehen, starrte zur Tür, mein Puls raste.

»Oder Sie können die nächsten paar Monate in einem französischen Gefängnis verbringen und auf den Prozess warten. Wie Sie vielleicht in der Newsweek gelesen haben, ist unser früherer Präsident Nicolas Sarkozy aus seinem Amt geschieden, als unsere Gefängnisse zu hundertsechszwanzig Prozent ausgelastet waren, viel mehr als im europäischen Durchschnitt. Die Gefängnisse sind überfüllt und offen gesagt eine Peinlichkeit. Aber es ist nicht meine Aufgabe zu kommentieren, nur dem Gesetz Geltung zu verschaffen.«

Ich drehte mich um und sah, dass Davignon seine Pistole gezückt hatte und mitten auf meine Brust zielte.

»Ich fürchte, Simon, dass ich Sie ohne Ihre Mitarbeit wegen der Entführung des Jason Blanc von seiner Mutter in Bordeaux festnehmen muss.«

Ich starrte ihn an und übersah die Waffe so gut es ging.

»Und ich dachte, Sie würden bewundern, was ich mache, Lieutenant.«

Meine Aussage traf auf ein freudloses Lächeln.

»Das tue ich, Simon. Deshalb sind Sie hier und nicht in der Polizeidirektion, um eingebuchtet zu werden. Deshalb biete ich Ihnen diese Gelegenheit an.«

Zufällig kamen die meisten der mir übertragenen Fälle von Beamten der US-Regierung, die dachten, ich könnte mehr für den schikanierten Elternteil tun als jede Behörde. Der Fall Jason Blanc zum Beispiel wurde mir von einer Sachbearbeiterin beim US-Außenministerium zugewiesen. Ihr hatte man die traurige Aufgabe gestellt, Peter Blanc, den Vater, darüber in Kenntnis zu setzen, dass er sein Sorgerecht aus Massachusetts nicht automatisch in Frankreich geltend machen könne. Sobald er erfahren hatte, dass er bei den französischen Gerichten erneut das Sorgerecht einklagen musste, begann Peter Blanc um das Leben seines Sohnes zu fürchten. Peter hatte das Sorgerecht in Massachusetts erst erhalten, nachdem Jasons Mutter Fanny mit einem Hammer auf die Hand des Neunjährigen eingeschlagen hatte, woraufhin der Junge mit drei gebrochenen Fingern und vollmundigen Lügen in die Notaufnahme des Massachusetts General Hospital eingeliefert wurde. Peters Fallbearbeiterin im Außenministerium hatte Mitleid – ihre Schwester war vier Jahre zuvor in einer ähnlichen Lage gewesen, und ich hatte geholfen. Daher bekam Jasons Vater zwölf Stunden nach Eröffnung des Falles eine anonyme E-Mail mit meiner Telefonnummer. Gestern, nachdem ich um fünf Uhr morgens Peters verzweifelten Anruf entgegennahm, hatte ich alles stehen und liegen lassen, mir die Informationen von seinem Anwalt in Boston bestätigen lassen, und war drei Stunden später mit einem Delta-Flug nach Paris geflogen.

Natürlich waren alle meine Fälle sehr vertraulich, aber keiner war mir unter Androhung von Inhaftierung übertragen worden, keiner mit einer auf meine Brust gerichteten Handfeuerwaffe.

»Sie sagen, die Sorkins sind verzweifelt, Lieutenant, dennoch richten Sie eine halbautomatische Pistole auf mein Herz. Riecht ein bisschen nach Verzweiflung Ihrerseits, würde ich sagen.«

»Sie haben zweifellos das Verschwinden der kleinen Madeleine McCann verfolgt, des dreijährigen britischen Mädchens, das im Urlaubsgebiet von Praia da Luz an der Algarve in Portugal verschwand. Das Mädchen wurde nie gefunden. Bis heute muss die portugiesische Polizei Kritik von internationalen Medien schlucken, die sie der Langsamkeit und Unfähigkeit beschuldigen. Inzwischen haben die Medien in Portugal die Polizei wegen ihrer massiven Bemühungen angegriffen und behauptet, kein anderes vermisstes Kind in der Geschichte des Landes habe je eine solche Aufmerksamkeit bekommen. Wie Sie sehen, Simon, kann weder die Polizei im Fall eines vermissten Kindes gewinnen, noch das Land, in dem das Kind verschwunden ist, besonders wenn es sich um ein Kind von Ausländern aus England oder Amerika handelt.«

Davignon senkte die Waffe und richtete sie auf den Boden, hielt sie aber weiterhin in beiden Händen, die Ellbogen leicht gebeugt.

»Frankreich und die Nationalpolizei sind außerstande, einen internationalen Medienrummel zu ertragen, der kein bisschen hilfreich sein wird, Lindsay Sorkin ihren Eltern zurückzubringen. Die Sorkins haben sich einverstanden erklärt, nicht mit der Presse zu sprechen, weil ich ihnen versprochen habe, Sie zu liefern. Ich habe nur bis heute Mittag Zeit. Also ja, Simon, ich will das kleine Mädchen unbedingt finden. Um ein unschuldiges Leben zu retten und meiner Dienststelle und meinem Land eine Flut unerwünschter Aufmerksamkeit zu ersparen.«

Ich dachte über Davignons Bitte nach. Offen gestanden war mir die Nationalpolizei oder ihr Image ziemlich gleichgültig. Sogar das Land selbst, so gastfreundlich es auch sein mochte, stand nicht unbedingt ganz oben auf meiner Beliebtheitsskala.

Trotzdem hatte ich das dumpfe Gefühl, wenn ich Davignons Angebot nicht wenigstens in Erwägung zöge, würde er meine Abreise aus Frankreich nicht zulassen. Zumindest nicht kampflös. Natürlich war mein Wohlergehen nicht sehr viel höher angesetzt als französischer Nationalstolz; das war schon eine Weile so.

Andererseits war da Lindsay Sorkin. Dieses kleine Mädchen – ihr Bild wäre zumindest so lange in mein Gedächtnis eingebrennt, bis diese Krise vorbei war. So schmerzhaft es für mich auch war, ich schuldete es Lindsay, ihre Eltern anzuhören.

»Ich schenke Ihnen vierundzwanzig Stunden meiner Zeit«, sagte ich. »Wenn ich bis dahin keine Hinweise habe, trete ich meine Heimreise an. Denn wenn das der Fall ist, kommt es auf meine Anwesenheit nicht mehr an. Das wird bedeuten, dass das Mädchen verschwunden ist.«

Davignon zögerte, nickte dann aber.

»In Ordnung.« Er steckte seine Pistole ins Holster und nahm das Funkgerät von seinem

Gürtel. »Bringen Sie die Sorkins herein«, gab er durch.

Er hielt das Funkgerät ans Ohr und hörte zu, bevor er wieder sprach.

»Oui, Bertrand«, sagte er. »Alle beide. Maintenant, s'il vous plaît.«

Vince Sorkin war Mitte dreißig, die Strapazen der letzten vierundzwanzig Stunden zeigten sich bereits auf seinem Gesicht in Form eines leeren Blicks, den ich nur allzu gut kannte. Dieselben leblosen Augen starrten mir oft aus dem Spiegel entgegen und warfen die Frage in mir auf, ob ich noch zu den Lebenden gehörte. Wir beide atmeten weiter, unsere Herzen schlugen weiter, aber unsere beiden kleinen Mädchen wurden vermisst, und es würde keine Rolle spielen, wie viel Zeit verging. Sofern und solange seine Tochter nicht lebend gefunden wurde, würden Vince Sorkins Augen nie wieder Lebendigkeit ausstrahlen. Genau wie meine.

Wir waren ins Wohnzimmer gegangen, die Sorkins saßen Lieutenant Davignon und mir gegenüber an einem schweren Marmortisch.

»Danke, dass Sie sich bereit erklärt haben, mit uns zu sprechen, Mr Fisk«, sagte Vince Sorkin.

»Gern«, erwiderte ich, obwohl ich dachte, dass Dank kaum angebracht war. »Und jetzt mal der Reihe nach. Geben Sie mir eine vollständige Beschreibung Lindsays. Größe, Gewicht, Muttermale, Narben – das volle Programm.«

»Sie ist ungefähr einen Meter groß. Etwa zwanzig Kilo. Sie hat ein großes Muttermal an ihrem linken großen Zeh und eine kleine Narbe am rechten Knie, nachdem sie als Kleinkind übel von der Couch auf unseren Glastisch im Wohnzimmer gestürzt war.«

»Blutgruppe?«, fragte ich.

Vince schaute zu seiner Frau und runzelte die Stirn. »Wir wissen nur noch, dass sie selten ist. Wir müssten ihren Kinderarzt zu Hause in den Staaten kontaktieren.«

»Darum kümmern wir uns«, sagte Davignon. »Wie heißt der Arzt?«

»Richter«, antwortete Vince. »Keith Richter in San Jose.«

Davignon notierte sich den Namen und gab mir ein Zeichen, fortzufahren.

»Und jetzt«, sagte ich, »erzählen Sie mir alles, was passiert ist, seit Sie in Paris angekommen sind. Lassen Sie nichts aus.«

Leider gab es nicht viel zu berichten. Die Familie war erst vor achtundvierzig Stunden am Flughafen Charles de Gaulle angekommen und hatte sofort ein Taxi zum Hotel genommen. Der Fahrer war nicht übermäßig freundlich; eigentlich war er ihnen überhaupt nicht weiter aufgefallen. Er war unscheinbar, sprach während der Fahrt kaum ein Dutzend Wörter, die er entweder zu Beginn oder am Ende vor sich hin nuschelte. Vor dem Hotel bedankte er sich halbherzig bei Vince für das großzügige Trinkgeld und fuhr eilig davon.

»Haben Sie seinen Namen mitbekommen?«, fragte ich. »Der dürfte irgendwo im Taxi gestanden haben.«

Negativ. Es war ein langer Flug gewesen, fünfzehn Stunden von San Jose mit Zwischenlandungen in Seattle und Reykjavik, der Hauptstadt Islands. Sie waren erschöpft, und Lindsay hatte verständlicherweise genörgelt.

»Ich habe Männer am Flughafen, die sich umhören«, versicherte Davignon mir. »Wir

werden Ihnen Bescheid geben, sobald wir den Taxifahrer identifiziert haben.«

»Womit wir beim Hotel sind«, sagte ich.

Vince beschrieb das Hotel d'Étonner als ein sechsstöckiges Luxushotel mit Zimmern ab sechshundert Euro pro Nacht. Das herrschaftliche Haus aus dem 19. Jahrhundert war nur wenige Gehminuten von den hellen Lichtern der Champs-Élysées entfernt und war kunstvoll restauriert worden, um den Charme eines kleinen Schlosses mit dem Anreiz von Weltklasse in Einklang zu bringen. Sie hatten ihren Aufenthalt über das Internet gebucht.

»Mit wie vielen Menschen haben Sie Kontakt gehabt, als Sie im Hotel eintrafen?«, fragte ich.

Vince drehte sein glattes, aristokratisches Gesicht zur Decke und überlegte.

»Die Empfangsdame«, sagte er, »eine junge Brünette mit blauen Augen. Sie hieß Avril, wie der Popstar. Dann der Page, auch jung, mit hellen Haaren. Schien eher deutsch als französisch. Er brachte uns auch unser Essen, das wir uns aufs Zimmer bestellt hatten. Er und die Empfangsdame waren recht freundlich, aber beide zeigten kein besonderes Interesse an Lindsay.« Er schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn. »Sonst niemand, zumindest nicht dass ich wüsste.«

Ich wandte mich an Lori, die noch kein Wort gesagt hatte, seitdem sie das Haus betreten hatte.

»Mrs Sorkin?«, sagte ich freundlich.

Lori zuckte mit den Schultern; eine müde Geste, passend zu einer Frau, die doppelt so alt war wie sie. Die Augen waren rot gerändert und von Tränen und Schlafmangel geschwollen. Als sie schließlich sprach, klang ihre Stimme, als hätte sie ihr Leben lang geraucht, obwohl das wahrscheinlich nicht der Fall war.

»Ich kann mich nicht daran erinnern, mit jemandem gesprochen zu haben«, sagte sie. »Ich war hauptsächlich mit Lindsay beschäftigt. Sie war wütend, dass wir unseren Yorkie Lucy zu Hause gelassen hatten.«

Wütend, dachte ich. Wenn das der Fall war, könnte es sein, dass sie auf eigene Faust fortgegangen war. Oder sich zumindest nicht gewehrt oder geschrien hatte, als sie entführt wurde. Wenn jemand zufällig das mit dem Hund gehört hatte, hätte man es benutzen können, um sie zu beruhigen oder sie wegzulocken.

Natürlich nur, wenn sie von einem völlig Fremden mitgenommen worden war, was selten vorkam. Viel häufiger wurden Kinder von Menschen entführt, die sie bereits kannten.

Daher wechselte ich das Thema und fragte: »Haben Sie Feinde, Vince?«

Die Frage verblüffte ihn offensichtlich.

»Feinde?« Er schüttelte den Kopf. »Nein, keine Feinde. Ich meine ...«

Ich versuchte, gelassen zu bleiben. »Lassen Sie uns mit der Arbeit anfangen. Sagen Sie mir, Vince, womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?«

»Ich bin Software-Entwickler bei Nepturn Technology.«

»Nepturn Technology?«

»Eine Neugründung in Silicon Valley.«

Ich bat ihn, es näher auszuführen.

Vince Sorkin seufzte und rieb sich die Augen. »Üblicherweise werden militärische Auftragnehmer von Bundesbehörden finanziert, nicht wahr? Sie verwenden Steuergelder, um neue Waffenkonstruktionen zu bauen, zu testen und zu verkaufen. Neptun verfolgt einen anderen Ansatz. Wir werden von privaten Investoren finanziert. Das verkürzt die meiste Wartezeit und Bürokratie.«

»Sie entwickeln also Waffentechnologie?«, fragte ich.

Vince antwortete nicht, was auch nicht nötig war. Stattdessen schaltete sich Davignon ein mit dem, was er bereits wusste.

»Monsieur Sorkin war an der Entwicklung eines ferngesteuerten Roboters beteiligt, der möglicherweise Soldaten auf dem Schlachtfeld ersetzen könnte. Er ist zweieinhalb Fuß groß, kann bis zu fünfzehn Meilen pro Stunde zurücklegen und hat die Fähigkeit, aus einer Entfernung von fünfhundert Metern absolut zielsicher ein dreißig Zentimeter großes Loch in eine Stahltür zu sprengen.«

In weniger als einer Minute hatten Sorkin und Davignon den Kernpunkt dessen, womit wir uns beschäftigten, verändert. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich hier nicht um eine zufällige Entführung, begangen von einem amateurhaften Pädophilen, der allein im Untergeschoss seiner Mutter wohnte. Jetzt war durchaus wahrscheinlich, dass wir es mit Professionellen zu tun hatten. Das bedeutete Erpressung, der Tausch Leben gegen Information, sehr wahrscheinlich eine Lösegeldforderung.

Ich versuchte, meine Worte sorgfältig zu wählen. Ich wollte alles tun, um Lindsays Eltern nicht noch mehr zu beunruhigen.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber das ist nicht mein Arbeitsgebiet. Ich möchte Ihnen helfen, Ihre Tochter zu finden, aber unter den gegebenen Umständen fürchte ich, das kann ich nicht. Da sind Sie in den Händen der Nationalpolizei viel besser aufgehoben.«

Lori Sorkin, die eine frappierende Ähnlichkeit mit meiner geliebten Tasha hatte, brach in Tränen aus.

»Wir kennen die Statistiken, Mr Fisk«, sagte sie. »Wenn Sie sich irren, wenn das hier nichts mit dem Geschäft meines Mannes zu tun hat, dann verlieren wir Zeit. Bitte ...«

Langsam schob ich meinen Stuhl zurück und erhob mich.

»Mrs Sorkin«, sagte ich leise, »wenn Zeit wirklich wichtig ist, dann komme ich nicht umhin festzustellen, dass ich Ihre Zeit vergeude, und das kann ich nicht.« Ich wandte mich an Davignon. »Lieutenant, ich habe Ihnen vierundzwanzig Stunden zugesagt. Aber in Anbetracht dieser neuen Information glaube ich, dass ich den Ermittlungen nur im Wege stehen würde ...«

»Verstehe«, erwiderte Davignon, den Blick starr auf den Tisch gerichtet. »Aber nichts weist darauf hin, dass Lindsays Entführung irgendetwas mit Monsieur Sorkins Arbeit zu tun hat. Es hat keinerlei Kontakt mit den Entführern gegeben, was bei Erpressungen selten ist.« Schließlich stand er auf und sah mir direkt in die Augen. »Ich habe nur noch eine Bitte, Simon. Sehen Sie sich den Tatort an. Vielleicht fällt Ihnen etwas auf, was meine Männer übersehen haben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Lieutenant, es liegt vielleicht kein Beweis dafür vor, dass Lindsay aufgrund von Mr Sorkins Geschäftsgeheimnissen entführt wurde, aber es gibt auch keinen Hinweis darauf, dass sie zufällig ausgesucht wurde ...«

»Doch«, sagte Davignon rasch. Er senkte die Stimme und flüsterte beinahe. »Ich fürchte, Lindsay ist nicht das einzige kleine Mädchen, das in diesem Monat in Paris entführt wird.«

Trotz der Wärme im Haus lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Kinder, die von verfeindeten Eltern entführt wurden, waren das Eine; sie erlitten nur selten körperlichen Schaden. Opfer jedoch, die von Fremden verschleppt wurden – die Verbrechen, die häufig an ihnen begangen wurden, waren unvorstellbar. Und wenn mehr als ein Kind innerhalb einer kurzen Zeitspanne aus derselben Region vermisst wurde, konnten eine Reihe harmloser Möglichkeiten ausgeschlossen werden. Solche Geschichten gingen nur selten damit zu Ende, dass Eltern und Kind wieder glücklich vereint waren. Die Aussichten, die Vermissten in solchen Situationen zu bergen, waren eigentlich ziemlich düster. Aus meiner Erfahrung war ein tragisches Ende fast unvermeidbar.

Plötzlich befand ich mich in einer Zwickmühle. Der Grund, warum ich keine Fälle annahm, in denen es um Entführung durch Fremde ging, war einfach: Ich konnte es nicht ertragen, die Tage nach Haileys Entführung noch einmal zu durchleben. Da spielte es keine Rolle, dass Lindsay Sorkin nicht meine leibliche Tochter war. Ich konnte diesen Fall mit Vince' Augen sehen, beobachten, wie Loris Herz mit jedem Augenblick, in dem es keine Neuigkeiten gab, noch mehr brach. Wenn ich mich auch nur minimal darauf einließ, glaubte ich nicht, die nächsten sieben Tage körperlich zu überstehen. Mein Magen würde niemals heilen, wenn dieses sechsjährige Mädchen tot aufgefunden würde. Seit Haileys Entführung hatte ich das Gefühl, an einem imaginären Abgrund entlang zu taumeln, und ich fürchtete, diese Suche würde mich schließlich über den Rand stoßen.

Aber als ich mich wieder an die Sorkins wandte, um mich ein letztes Mal zu entschuldigen, richtete ich den Blick auf Lori und sah absolute Verwüstung, dieselbe Trostlosigkeit, der ich zehn Jahre zuvor begegnet war, als ich über den Küchentisch hinweg Tasha anstarrte und versuchte zu erklären, dass wir nichts mehr tun konnten, um Hailey nach Hause zu holen. Wirklich nicht?, hatte sie geschrien. Gar nichts? Und unter der unermesslichen Last – der absoluten Hilflosigkeit –, die sich erdrückend auf meine Brust gelegt hatte seit dem Tag, an dem meine Tochter verschwand, sanken meine Rippen schließlich ein und zerschmetterten meine Lunge. In dem Augenblick konnte ich nicht sprechen, nicht atmen, und genau dieser Druck legte sich jetzt wieder auf mich, als ich über den Marmortisch schaute und versuchte, meine Benommenheit wegzublinzeln, um Lori Sorkin zu erklären, dass ich nichts tun könne, um ihre Tochter zurückzubringen.

Wirklich nicht?

Diese beiden Wörter hatten noch so viel Macht über mich.

Als ich in Loris feuchte, flehende Augen schaute, dachte ich: Und was wäre, wenn ich für sie tun könnte, was ich für Tasha nicht tun konnte?

Und wenn ich nun ginge? Wie konnte ich weitermachen, nachdem ich sie zweimal im

Stich gelassen hatte?

Was könnte ich nur sagen? Dass ich mich nicht darauf einlassen könnte?

Ob ich wollte oder nicht, ich war bereits mit hineingezogen und hatte nicht das Recht, Lori Sorkin und ihrem Mann einen Korb zu geben. Kein Recht, Lindsay aufzugeben, ohne mir überhaupt Mühe gegeben zu haben. Lindsay zu finden würde Hailey nicht zurückbringen, aber wenigstens bedeuten, dass es ein Elternpaar auf der Welt weniger gäbe, das planlos durch seine eigene Hölle auf Erden wanderte.

Wenn auch nur eine kleine Chance bestand, dass ich Vince und Lori Sorkin die Last ersparen könnte, ein Kind zu verlieren, musste ich es versuchen, zum Teufel mit meinen Gefühlen.